

Zeitschrift: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde
Herausgeber: Bernisches historisches Museum
Band: 49 (1987)
Heft: 4

Artikel: Erinnerung an zwei Berner
Autor: Stettler, Michael
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-246421>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Erinnerung an zwei Berner

Von Michael Stettler

1. Der Chronist Richard Feller

Als ich zwölfjährig von der Lerber-Schule an der Nägeligasse ins städtische Progymnasium am Waisenhausplatz überwechselte, fand ich dort einen Klassenkameraden, Harald Feller, der sich von den übrigen durch seine frühe Literaturkenntnis unterschied, etwa der Intrigen in Schillers «Kabale und Liebe», von denen wir andern noch keine Ahnung hatten, auch auf uns rätselhafte Passagen in der Bibel spielte er an. Er wohnte am Finkenhubelweg Nr. 28 und hatte von der Länggasse zum Waisenhausplatz denselben Schulweg wie die schwarzbezopfte Charlotte Ephraim, ein Professorenkind wie er, das frühreif und talentiert vor versammelter Schule in der pompejanisch roten Aula Bürgers «Lenore» so pathetisch rezitierte, dass es den Zuhörern kalt den Rücken hinunterlief.

Harald nahm mich zu sich nach Hause; dort empfand ich, was es hiess, ohne Geschwister aufzuwachsen, und begriff besser, warum er seine Phantasie in der Literatur sich ausleben liess. So wirkte der Junge keineswegs unglücklich, er kam aber gerne gelegentlich an Nachmittagen zu uns in Haus und Garten, wo meine Mutter ihn wie alle mitgebrachten Freunde herzlich willkommen hiess und bewirtete. Im Gymnasium trennten sich unsere Wege, er besuchte die Griechisch-Latein-Klasse, während ich, zu meinem spätern Bedauern, im Hinblick auf mein vom Vater nach der Familientradition in Aussicht genommenes Architekturstudium in die parallele Latein-Englisch-Klasse kam. Die andere Klasse war exemplarisch, aus ihr gingen nachmalige Koryphäen hervor. In einer Elektra-Aufführung in griechischer Sprache spielte Harald den Orest, mein Freund Manuel Deucher den Aegisth, sie führten selber Regie.

Wider Erwarten ergriff Harald nach der Reifeprüfung das Studium der Rechte und trat nach dem Abschluss in den Dienst des Eidgenössischen Politischen Departements ein, wie das Departement für auswärtige Angelegenheiten damals hiess, und gelangte in schwieriger Zeit auf Posten nach Ungarn, wo an Weihnachten 1944 die Belagerung von Budapest begann. Im Februar 1945 wurde er trotz seiner diplomatischen Immunität mit einem Kollegen von den Russen verhaftet und nach Moskau verschleppt, wo man sie zusammen in einem sowjetischen Gefängnis in einer Zweierzelle festhielt, ohne den geprüften Eltern jemals Nachricht über ihr Verbleiben zu geben. Die Haft dauerte ein Jahr, nach Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen der Sowjetunion und der Schweiz kehrten die beiden auf Umwegen heim. Harald wurde nun-

mehr nach Ankara entsandt, wo er drei Jahre blieb, dann verliess er, von seiner langen Einsamkeit geprägt und des Diplomatenlebens überdrüssig, diese Karriere und wurde Staatsanwalt im Kanton Bern. Nach wie vor galt seine Leidenschaft dem Schauspiel; abgesehen davon, dass er keine Premiere im Stadttheater versäumte, frönte er ihr, indem er, manchmal selber mitspielend, Jahr für Jahr mit den Häftlingen der kantonalen Strafanstalt Thorberg ein Stück inszenierte, das sowohl bei den Akteuren wie beim Publikum grossen Anklang fand. Mag sein, dass, abgesehen von seiner Menschlichkeit, seine eigene Gefängniserfahrung unter desolaten Bedingungen ihm den Zugang zu den Zelleninsassen erleichterte, jedenfalls gab es hierzulande keinen zweiten solchen Staatsanwalt.

Harald war der phantasievolle und geistreich-witzige Sohn Professor Richard Fellers. Dieser, als Lehrersohn in Wattenwil 1877 geboren, war seit 1921 Ordinarius für Schweizergeschichte an der Berner Universität. Da er auch Mitglied der Eidgenössischen Maturitätskommission war, wohnte er zuweilen dem Unterricht am Gymnasium bei, wo die Schüler, in ihren Bänken sitzend, des überaus ernsten, etwas steifen Mannes mit Brille und büstenartig dichtem Schnurrbart ansichtig wurden. Später, als ich bei Abfassung einer Festschrift zur Erneuerung des Berner Rathauses zwischen Aktivdiensten in den «unnützen Papieren» des Staatsarchivs stöberte, sah ich im dortigen Lesesaal den Chronisten der «Geschichte Berns» über seinem werdenden opus magnum sitzen, dem er seine späten Jahre widmete und dessen erster Band im Jahre 1946 erschien, als Feller nahezu siebzigjährig war. Ich scheute mich, den reglos in seine Quellen Vertieften zu stören.

Wir sollten uns im Historischen Verein wiedersehen, dem er vorstand, wobei ihm der junge Franz Georg Maier, nachmaliger Direktor der Schweizerischen Landesbibliothek, als umgänglicher Sekretär an die Hand ging. Andere Vorstandsmitglieder waren die Biedermeiergestalt des Kassiers Emanuel Gruber-von Fellenberg, der Feuerkopf Hans Strahm von der Stadt- und Hochschulbibliothek, Erforscher der Anfänge unserer Stadt, und der wohlgelaunte Staatsarchivar Rudolf von Fischer, der später den fast ganz vollendeten vierten Band der «Geschichte Berns» herausgeben sollte.

Richard Feller war als Haupt dieses Gremiums hochgeschätzt, aber auch gefürchtet, weil er nach jedem Gastvortrag das Wort zu ergreifen und den Referenten über das Dargebotene zu befragen pflegte; es gab Ängstliche, die deshalb überhaupt darauf verzichteten, in diesem Kreise einen Vortrag zu halten.

Auch ich wurde zu einem solchen gebeten. Ich hatte kurz zuvor einen Bildband über die Chronik des Wernher Schodoler von Bremgarten veröffentlicht. In dem in Aarau liegenden dritten Band dieser Chronik wird unter anderem der Burgunderkrieg in wörtlicher Übereinstimmung mit Diebold Schillings amtlicher Chronik von 1483 erzählt, er ist mit 193 Federzeichnungen geschmückt, die ein Zeitgenosse Niklaus Manuels und Urs Grafs geschaffen hat – sprechende Zeugnisse für den bei uns in seltener Weise verwirklichten Typus der Doppelpersönlichkeit des Künstlerkriegers. Schodolers Werk erschien so als Beispiel für die fortwirkende Kraft der grossen Berner Bilderchronik.

Wernher Schodoler, nachmals Schultheiss seiner Vaterstadt Bremgarten im dortigen Hin und Her zwischen Altgläubigen und Reformierten, hatte als blutjunger Kanzleilehrling beim Berner Stadtschreiber Nicolaus Schaller die Lehre gemacht und sich dabei allerlei schriftliche und zeichnerische Spitzbübereien geleistet. Von Diebold Schilling, der die Ereignisse zur Zeit der Burgunderkriege als Gerichtsschreiber persönlich miterlebt und sich als Chronist für immer Ruhm erworben hat, mag die Lust zur Abfassung einer eigenen Chronik auf Schodoler übergegangen sein. Dieser wird erst mit der Darstellung der Zeit vor und während der Schlacht von Marignano selbständig, die man das «Glanzstück von Schodolers Chronik» genannt hat.

Mein Vortrag galt also diesem Thema, wobei ich die offiziellen Berner Chronisten – so Conrad Justinger und Valerius Anshelm – einbezog. Der einst durch die Berner Stadtkanzlei gegangene Schodoler war damals noch ziemlich unbekannt, heute gibt es eine geglückte Faksimile-Ausgabe seiner dreibändigen Chronik. Ich versuchte darzutun, dass die gläserne Wand, die uns von der spätgotischen Erlebniswelt Diebold Schillings trenne, hier weggefallen sei und das Lebensgefühl besonders der Illustrationen bereits der Zeit der Renaissance entstamme.

Nach meinem Schlusssatz kam der vorausgewusste Augenblick, in dem Richard Feller sich an den Redner wandte, in meinem Fall mit der einzigen präzisen Frage: «Kann der Herr Referent uns sagen, ob Diebold Schilling seine Chronik während der Bürostunden in der Kanzlei oder abends zuhause im Schein der Kerze geschrieben hat?»

Darüber hatte ich mir nun freilich noch nie Gedanken gemacht. Erst im nachhinein wurde mir bewusst, wie bezeichnend die Frage für Feller war, weil dieser sich von allen historischen Vorgängen, die er in den Kreis seiner Betrachtungen zog, ein anschauliches Bild zu machen versuchte. Ich antwortete aufs Geratewohl, die Chronik habe einem offiziellen Auftrag des Rates von Bern an seinen Schreiber entsprochen, weshalb er, soweit es ihm die Fron seines Amtes in Kriegs- und Friedenszeit erlaubte, gewiss auch die Bürostunden an seine Chronik verwandt haben werde. Die Auskunft schien den Frager zu befriedigen, jedenfalls eröffnete er nun die Diskussion, an der sich wie üblich nur wenige – die immer gleichen – beteiligten. Nach Professor Tschumi, der als Prähistoriker die Zuhörer sogleich in noch fernere Zeiten entrückte, in denen es weder Pergament noch Pinsel oder Gänsekiel gegeben, erhob sich – dies entsprach einem Ritual – zum Schluss der wohlmeinende Kriegshistoriker Hans Georg Wirz, dessen langes Votum, die Geduld der sich lichtenden Teilnehmer strapazierend, im Weissen Buch von Sarnen gipfelte. Schliesslich beendete der Vorsitzende mit dem Hinweis auf die nächste Veranstaltung und dem Dank an den Referenten den Abend.

Nach Erscheinen der «Geschichte Berns» wollte ein junger Zürcher Historiker, beeindruckt von ihrer Prosa, deren Verfasser einmal persönlich sehen und setzte sich als Schwarzhörner in Fellers Kolleg. Wie anders als erwartet war der Professor in Wirklichkeit! Kein alter Römer in Toga, wie auf Grund seines Schreibstils vermutet, bestieg die Rostra, ein Landschulmeister trat schlicht ans Pult und las aus sorgfältig vorbereitetem Manuskript. In der Stadt Bern, wo man ihn kannte, wäre niemand auf den

Gedanken gekommen, einen andern als gerade diesen Professor mit seinem geraden Gang, seiner steifzierlichen Haltung und seiner sichtlich gehemmten Art als ihren Chronisten zu sehen, der mit intellektueller Redlichkeit bei Wohlwollen für die Obrigkeit, mit umfassendem Wissen und grossem Sprachvermögen seine Darstellungskunst entfaltete.

Edgar Bonjour, der gegen Ende seines Studiums noch einige Seminarübungen Fellers mitgemacht und diesen für das hervorragendste historiographische Talent seiner Generation in der Schweiz hielt, hat ihn prägnant beschrieben¹:

«Der eher kleine, hagere Mann mit dem gemessenen, distanzierenden Wesen machte auf den ferner Stehenden den Eindruck eines zurückhaltenden Gelehrten, der sich in seiner Meditation nicht gerne stören lässt. Wen er jedoch in sein Vertrauen aufnahm, der spürte sofort die warme Menschlichkeit, die an allem Lebendigen innig teilnahm, selbständig, eigenwillig, ja einzelgängerisch, mit ungehemmtem Freimut das Echte verteidigend. Historie verknüpfte sich ihm eng mit der Gegenwart, ohne dass Geschichte je zur Magd der Politik hinabsank. Er sah die schädlichen Auswüchse auch der Demokratie und blieb gegen die Überspannung jedes Staatsprinzips misstrauisch; ihm ging es um die Dauergüter menschlicher Institutionen. Besonders fühlte man sich von seinem strengen Ernst angezogen, von seiner unbedingten Hingabe an das verantwortungsvolle Amt des Historikers, der unbestechlich nur das als richtig und wahr Erkannte mit chernem Mund aussagt.»

Fellers Nachfolger an der Universität, Hans von Greyerz, sah ihn so²: «Das Pathos empfand man als altväterisch. Der Schwung darin aber war echt und machte Eindruck. Der heisse Atem von Entscheidungsstunden wurde spürbar. Einprägsam entfalteten sich die Jahrhunderte der Schweizergeschichte. Die Augen derer aber, die man an ihren Besuch der Quellenkundestunden bei Richard Feller gemahnt, beginnen vor Erinnerungsfreude zu leuchten . . . Wohl mochte manchen ein Lächeln überkommen, wenn ihm in genauer Kritik selbst die Kommafehler nachgerechnet wurden. Doch stand ja immer die wissenschaftliche Qualität der Arbeit im Zentrum. Und jeder verspürte den Ernst der Verantwortung vor der geschichtlichen Wahrheit und vor dem sprachlichen Ausdruck, den er forderte, und er fühlte sich persönlich verpflichtet durch den Lehrer. Wie häufig blitzte auch hinter dessen Brillengläsern der Schalk hervor und hellte die Szene auf.

Im übrigen trug seine Lehrtätigkeit mehr noch als sein wissenschaftliches Werk den Stempel seines überstarken Pflichtbegriffs. Er wollte das Amt, das ihm übertragen, mit höchstem Ernst erfüllen. Nicht wurde dabei dem Aussenstehenden offenbar, wem er diente: seinem Glauben? dem Gewissen? dem Staate? Er ging in der Arbeit auf und unterzog sich härtesten Belastungen sowohl für die Bewältigung des Vorlesungspensums wie für die Forschung und die schriftstellerische Gestaltung seiner Werke.»

Auch andere, die in seinen Vorlesungen gesessen, haben ihn evoziert, darunter Franz Bäschlin, ein als Redaktor in Winterthur tätiger Heimwehberner³:

«Seinen Schülern bleibt Richard Fellers Gestalt in unauslöschlicher Erinnerung: die mächtig vorgebuckelte Stirn, unter der randlosen Brille der scharfe Gelehrtenblick, der Mund, dem die herbe Wangenfalte einen leise bitteren Zug gab, die Ener-

gie, die ausstrahlte von den bestimmten Gebärden, von der eher kleinen schwächlichen Gestalt; ein Bauernsohn und Aristokrat durch und durch, von jener zuchtvollen Strenge, die für den Übergang eines Geschlechts von der Scholle zum Geistesadel bezeichnend sein mag: förmlich auf den ersten Anblick, beinah steif, dann aber überraschend durch die herzliche Anteilnahme. Respekt floss dem Studenten vor allem der ungeheure Schaffer ein, den er im Seminar, in der «Quellenkunde» näher kennenlernte, der Schaffer, der sich in unermesslicher Kleinarbeit den Stoff so einverleibte, dass seine Bücher wie unabhängig vom einzelnen Nachweis, wie aus *einem* Guss entstanden scheinen. Und in dieser Haltung rang Feller sich, schon hochbetagt, den dritten Band des Monumentalwerks, rang er sich grosse Teile des letzten Bandes noch ab.»

Von Herzen war Richard Feller Berner. Als ich Leiter des Bernischen Historischen Museums war, sagte er eines Tages seinen Besuch bei mir an. Er kam anfragen, ob dem Museum eine Sammlung alter Negative mit ländlichen Personen und Gruppen, in deren Besitz er vormals gelangt war, willkommen wäre; es seien viele Hunderte belichteter Gläser, er wolle sein Haus allmählich bestellen. Dankend erklärte ich im vornhinein Annahme seines Geschenkes, nach Jahren sassen wir so einander wieder einmal gegenüber. Ich erzählte ihm von meiner Tätigkeit und gab der Meinung Ausdruck, dass unsere Magistraten dank der Lektüre seiner «Geschichte Berns» – der dritte Band mit dem Zeitalter der Aufklärung war 1955 erschienen – zum alten Bern ein gerechteres Verhältnis gewonnen hätten, als dies früher der Fall gewesen sei, infolgedessen auch zum hier am Helvetiaplatz aufbewahrten sichtbaren Patrimonium, was sich spürbar auf ihre Einstellung zu meinem Institut auswirke. In diesem Sinne gratulierte ich ihm zum 80. Geburtstag am 8. Dezember 1957, er erwiderte, in meinem Brief klinge ein Ton mit, «der mich besonders gefreut hat, nämlich, dass meine Arbeit die Ihre erleichtert hat.» Im Jahr danach erkrankte er schwer, er starb in seiner Wohnung in Bern am 20. Dezember 1958.

Die Nachgeborenen fragten sich, aus welchen Quellen Fellers so persönlich gefärbte Prosa sich gespiesen hat. Nach Auskunft des Sohnes befanden sich unter seiner Lektüre die französischen Romane des 19. Jahrhunderts neben deutschen, so von Raabe; andere haben Ernst Jünger, den er durchaus gelesen hat, als Stilanreger vermutet. Dennoch bleibt Fellers Sprachduktus ein ihm ganz eigentümlicher. Fakten und Deutung wechseln in den prägnanten Kapiteln miteinander ab. Der Verfasser nimmt seine instantielle Position als Chronist jederzeit wahr, er verteilt Licht und Schatten, richtet, deutet, gewichtet. Er behandelt alle Ereignisse in Krieg und Frieden, Aussen- und Innenpolitik; Alten und Neuen Glauben; Staatshaushalt und Wirtschaft bis hin zu Salz, Post und Zoll; Stadt und Landschaft, Acker und Wald; das geistige Leben. Überall bezieht er auch die fremden Urteile mit ein. So geht es von der Gründung der Stadt und ihren Voraussetzungen bis zum Untergang des alten Bern, das den ganzen, 1960 postum erschienenen 4. Band erfüllt. Dazwischen blitzen die Porträts der leitenden Figuren auf, so der Schultheissen von Bern, so auch des doppelgesichtigen zwielichtigen Hieronymus von Erlach, der «dem König von Frankreich unter den Farben des Kaisers gedient hatte»⁴.

Feller kennt seine Modelle: «Es gehörte zu der Art des Berners, die schweren Züge, die er im Schicksal tat, in sich zu verschliessen. Wo aber die innere Bewegung übermächtig wurde, brach sie in reissendem Strome durch. So war es bei Haller, so bei Gotthelf. Von Haller vernahm Bern den einweihenden Ton der neuen Zeit. Doch das Ermessen schwankt, ob er den Aufklärern zuzuzählen sei. Die Macht und die Schwere seines Geistes bedrückten die Mitwelt und das Urteil der Nachwelt. Was aus seiner Tiefe aufstieg, verpflichtete seine Zeit. Wie keinem andern Berner fielen ihm Bewunderung und Ruhm zu und liessen ihm das Empfinden von der Nichtigkeit des Irdischen. Er war ein Auserwählter; er wusste um dieses Verhängnis und brachte sich zum Opfer. Er litt, um der Welt zu geben; zu schenken verstand er nicht. Er war wohl nie lebenswürdig, in guten Jahren umgänglich, im Alter unter seelischen und körperlichen Qualen hart und abweisend. Auch er erträumte das immer fliehende Glück, für das er nicht geschaffen war. Was ihn ersättigte, steht dahin.»⁵

Und bedenkenswert bleiben die Worte, in denen Richard Feller auch seinen ersten Vorgänger erwähnt⁶:

«Es ist nicht sicher, wann die Stadt Bern anfang, sich selbst zu betrachten und abzuwägen. Es mochte damals geschehen, als sie Justinger den Auftrag gab, die erste amtliche Chronik zu schaffen. Kein Zeichen aber weist darauf hin, dass der Berner seine Eigenart ins Auge fasste und ermass. Er war nicht geübt, die Beobachtung auf sich selbst zu richten und sich stimmhaft zu machen. Er nahm die Anregung dazu nicht auf, die ihm die Renaissance anerbote. Diese Schweigsamkeit breitet den Schleier über das bernische Innenleben aus und gestattet die Vermutung nicht, dass der Berner schon jenen Bereich des Menschlichen berührte, der zur Selbstenthüllung drängt.»

2. Der Architekt Otto Rudolf Salvisberg

In den dreissiger Jahren stand an der Nordseite des Polytechnikums in Zürich allwerktaglich ein schnittig langes einfarbenes Cabriolet Marke Mercedes Kompressor am Trottoirrand parkiert, das dem Universitätsquartier eine weltstädtische Note verlieh. Mittags wie abends bestieg es ein Mann von kräftiger gedrungener Gestalt mit kleinem schwarzem Schnurrbart im braungebrannten Gesicht, der Anzug hatte die Farbe des Wagens; wenn er davonbrauste, war es, als ob die formschöne Maschine den ihr Nachschauenden zurief: «Seht, ich hab es geschafft!» Der hier nachhause an die Restelbergstrasse 97 am Zürichberg fuhr, war der ETH-Professor Otto Rudolf Salvisberg⁷, der sowohl die Architekturstudenten des 6. und 7. Semesters im Entwerfen unterrichtete als auch in einem der weiten Eckräume der Hochschule sein Büro führte, in dem er mit wenigen Mitarbeitern seine grossen Bauaufträge zu Papier brachte.

Als Dozenten wirkten an der Architekturabteilung ferner: für Entwerfen Friedrich Hess in den ersten und William Dunkel in den mittleren Semestern; der eminente

George Polya aus Budapest, der es liebte, den Studienanfängern die Mathematikvorlesung zu geben; der gütige Statiker Hans Jenny-Dürst, dessen Arbeitsraum allen Studenten eine friedliche Oase bedeutete; für Kunstgeschichte der verehrungswürdige Josef Zemp; für Städtebau der höhernorts verkannte, überaus menschliche Hans Bernoulli; der Bildhauer Hans Gisler, der im Aktzeichnen ermutigend korrigierte; für farbiges Gestalten der bekannte Plakatkünstler Otto Baumberger; für Perspektive Erhard Gull, Sohn Gustav Gulls, der den Nordflügel der ETH erbaut hatte.

Otto Salvisberg war der Hauptprofessor, der der Abteilung sein Gesicht gab. Am 19. Oktober 1882 in Köniz als Spross einer kinderreichen Bauern- und Müllerfamilie geboren, hatte er sechzehnjährig seine Mutter verloren und, zunächst zur Malerei tendierend, eine Zeichnerlehre in einem Architekturbüro gemacht. Sein Grossonkel Friedrich Salvisberg war Kantonsbaumeister von Bern gewesen und mit alt Bundesrat Jakob Stämpfli 1864 Hauptbefürworter des Christoffelturm-Abbruchs; im Jahr danach hatte er, gleichsam zur Kompensation, das Berner Rathaus in neugotischem Stil renoviert.

Otto absolviert unter Emanuel Propper die Bauschule am Technikum Biel, in der auch der spätere Bildhauer Hermann Hubacher sitzt. Mit Auszeichnung besteht er 1904 das Diplom. Die gestellte Aufgabe ist ein eingebautes Wohnhaus mit Restaurant im Erdgeschoss. Der Fassade gibt er einen geschweiften Giebel im Jugendstil.

Danach wandert er zeichnend und malend und davon lebend durch das südliche Deutschland, ähnlich wie ein paar Jahre nach ihm sein Berner Landsmann Johannes Itten zu Fuss durch den Schwarzwald nach Stuttgart gelangen wird. In München belegt er Vorlesungen bei den Professoren August und Friedrich Thiersch und Karl Hocheder, begibt sich aber schon im Jahr darauf nach Karlsruhe, wo er an der Technischen Hochschule Karl Schäfer hört, dessen unklassizistische Auffassung vom «untrennbaren Zusammenhang zwischen Form und Konstruktion» damals neu wirkt. Bei Karl Moser im vielbeschäftigten Architekturbüro Curjel und Moser arbeitet er unter anderem am Wettbewerbsentwurf für das Zürcher Universitätsgebäude mit, der 1908 den ersten Preis erringt und von 1912 bis 1914 auch ausgeführt wird. Als glückliche Fügung mutet an, dass Otto Salvisberg ein Vierteljahrhundert später der Zürcher Hochschulkrone von Moser, Semper und Gull mit seinem ETH-Fernheizwerk ihren dritten Akzent aufsetzen sollte, dem sowohl Picasso, als er 1932 nach Zürich kam, wie auch Frank Lloyd Wright gebührende Anerkennung zollten.

Von Karlsruhe wendet sich der junge Berner im gleichen Jahr 1908 nach Berlin. Auf ein Inserat meldet er sich im Architekturbüro Schaudt, das kurz zuvor das «Kaufhaus des Westens» realisiert hatte. Hier lernt er als Kollegen Paul Zimmerreimer und den Bildhauer Paul Rudolf Henning kennen, mit denen er nachmals eng zusammenarbeiten wird. Er geht mit, als Zimmerreimer sich selbständig macht; da diesem mehr das Geschäftliche liegt, kann Otto sich baukünstlerisch rasch entfalten. 1910 erhält er, wozu er über Emanuel Propper selbst Veranlassung gegeben, in der Person Otto Brechbühls Verstärkung und in der Folge seinen überaus loyalen Berufspartner fürs Leben.

In Berlin hatten kurz zuvor Bruno Taut und Franz Hoffmann ihre weitreichende Tätigkeit begonnen, bei Peter Behrens halten sich zu eben jener Zeit die nachmaligen Bauhausmeister Walter Gropius und Ludwig Mies van der Rohe sowie Charles Edouard Jeanneret auf, der zukünftige Le Corbusier. Während Salvisberg tagsüber zahlreiche Bauten für Zimmerreimer entwirft, sitzt er nachts mit Otto Brechbühl an Wettbewerben, denen vielfacher Erfolg zuteil wird. So erhält er 1911 einen ersten Preis mit seinem Projekt für eine Gartenstadt in Frohnau, in dem die zwei halbkreisförmigen Plätze des vorgegebenen Bebauungsplans wie in der Berner Altstadt durchgehende Bogenlauben säumen. Dreissigjährig heiratet er die Berlinerin Emmy Roloff, der Ehe bleiben Kinder versagt.

Im Werkkatalog von Claude Lichtenstein, der 1985 erschienen ist, lässt sich die Entwicklung des jungen Architekten anschaulich verfolgen. Bei Zimmerreimer entsteht 1912 das Geschäftshaus Prächtel, dessen Fassade Julius Posener «wie eine Vorwegnahme der Nachkriegsarchitektur» empfunden hat⁸. Die Fenster, deren wenige Pfeiler Reliefs des Freundes Henning in dunkler Keramik schmücken, sind als Bänder zusammengefasst, die Mauern mit Muschelkalkplatten verkleidet. Im Band «Bauten der Arbeit und des Verkehrs» der «Blauen Bücher» (1925) rühmt der Verfasser Walter Müller-Wulckow der Fassade «in ihrer Flächigkeit eine beglückende Ruhe» nach, ein Epitheton, das bis zum letzten Werk Salvisbergs Bauten auszeichnen sollte⁹.

Ebenso bedeutsam ist das gleichfalls bei Zimmerreimer entworfene Geschäftshaus «Lindenhaus» von 1912–13 in Berlin-Kreutzberg, das 1965 im Hinblick auf eine dann doch nicht gebaute Expressstrasse leider zerstört worden ist. «Wenn Salvisberg einmal Pionier war, dann mit diesem Bau», sagt Claude Lichtenstein¹⁰: es ist das erste Geschäftshaus Berlins in reinem Sichtbeton. Wie neu dies damals war, geht aus der Würdigung des Kunstkritikers Paul Westheim von 1913 hervor:

«Der Architekt Otto Salvisberg (ein Schweizer, der in der Öffentlichkeit noch nicht recht hervortreten konnte, weil sein Name hinter einer Unternehmerfirma, die die jetzige Krisis wegschwemmte, verdeckt war) ging davon aus, dass die Betonmasse zwischen Holzverschalungen zu stampfen wäre, dass also dieses Verfahren technisch und wirtschaftlich nach einer breiten Flächenentfaltung verlange. Jede Profilierung muss um schweres Geld erst in Holz geschnitzt werden. So kam es dazu, den ganzen Bau auf Flächenwirkung anzulegen . . . Die körnige Struktur der gestampften Masse wurde als Materialreiz erhalten, ebenso die Streifungen und kleinen Ungenauigkeiten, die sich aus den übereinander liegenden Bohlen ergeben. Die Fenster sollten nicht zu Unterbrechungen in diesem Mauergefüge werden, so wurden sie, breit und gross, an die Aussenseite der Wandungen gelegt, um . . . das Flächenhafte noch zu steigern.»¹¹

Aus Westheims Nebensatz erfahren wir, dass Salvisberg sich – vermutlich Anfang 1914 – selbständig macht. Erster Auftrag ist das Wohnhaus Schwintzer in Zehlendorf, das ein behagliches Giebelhaus mit Mansarden und asymmetrischen Fassadenelementen wird, Beginn einer langen Reihe von Villen und Landhäusern, die er vor allem nach Kriegsende und in den zwanziger Jahren verwirklicht. Sie zeugen für Berliner Wohlstand in Zehlendorf, Dahlem, im Grünewald, aber auch für schrittweisen Wandel von dekorativ ausgestaltetem zu freier gegliedertem Bauen, wenn auch meist

noch unter Dächern. Stets schliessen sich die Flächen, deren Tugenden er voll auszuwerten weiss, zum wohlgefügteten Volumen.

Ein bedeutender Aspekt von Salvisbergs Berliner Schaffen gilt aber auch den minder Bemittelten. Noch im Krieg, in dem er nur kurz in der Heimat Aktivdienst leistet, aber vor allem nachher entstehen Gartenstädte und Siedlungen von seiner Hand. So von 1916–19 die Werksiedlung Priesteritz bei Wittenberg, 1919 die Eigenheim-Gartensiedlung Köpenick und 1920–21 die Arbeitersiedlungen in Böhmen, in der March und bei Dortmund, alle unter Sattel- oder Walmdach, als Doppel- oder Reihenhäuser an zentralen Plätzen und sanft gekrümmten Strassen. In der Siedlung Onkel Toms Hütte in Zehlendorf (1926–28) tritt auf langen Einfamilienhauszeilen erstmals das Flachdach auf. Einen Höhepunkt seines Schaffens in dieser Gattung stellt die im Verein mit Wilhelm Büning und Bruno Ahrends bis 1931 erbaute, Weisse Stadt genannte Gross-Siedlung in Berlin-Reinickendorf mit einem langen, die Schillerpromenade weit überbrückenden zentralen Wohnblock auf Stützen als Stahlbeton-Skelettbau dar. Das Konzept, das nur zum Teil verwirklicht wurde, umfasst immerhin über 1000 Wohnungen, das Ganze «im Sinne einer eleganten Moderne»¹².

Noch einmal Paul Westheim: «Dass man heute lautlos, fast unbemerkt ganze Städte bauen kann, dafür ist Otto Salvisberg das Beispiel . . . Er ist Architekt in Berlin und ganz und gar ohne Orchester. Zudem hat seine Art zu bauen etwas handwerklich Unsensationelles, etwas, das für den Bauherrn, den zukünftigen Bewohner seines Hauses von allergrösstem Wert ist, womit aber die, die Architektur als «Dokument», als Schlagwortkomplex propagieren, kaum etwas anzufangen wissen»¹³. Sein fundiertes Können, schreibt Westheim, rebelliere so sehr gegen alles sowohl Problemhafte wie Problematische, «dass er bisweilen ohne Organ scheint für das Wegsucherische, das Geistige solcher Bemühungen.»

In der Tat verläuft Salvisbergs Bahn ausserhalb der Auseinandersetzungen jener Jahre, in denen der CIAM (Congrès internationaux d'Architecture moderne) sich um Le Corbusier schart und das Bauhaus mit Walter Gropius an der Spitze seinen Weg in die Zukunft sucht. Politisch-utopische Gedanken sind ihm vollends fern, er ist der Pragmatiker, der für die ihm gestellten Aufgaben in Funktion und Gestalt die bestmöglichen Lösungen sucht und findet – Lösungen, die heute noch zu überzeugen vermögen. Das bekunden, soweit sie noch stehen, seine materiell so gediegen ausgeführten Bauten aus der Zeit vor und nach dem Ersten Weltkrieg, alle in den Salvisberg eigenen guten Proportionen und mit sorgfältiger Ausbildung des Details.

«Seine Architektur in Berlin», so Julius Posener¹⁴, «hat gleichzeitig zwei Wirkungen gehabt: sie stimulierte und sie beruhigte. Dass sie in der Berliner Szene fremd wirkte – und auch dadurch stimulierend –, liegt schon daran, dass er hier fremd *war*. Er stand nicht in der Berliner Tradition. Er hat die Stilwandlungen, welchen die Berliner Architektur in diesem so wichtigen Zeitraum unterlag, auf seine Weise verarbeitet, und seine Weise war gemässigt. Darin liegt der beruhigende Effekt seiner Architektur. Sie war zugleich stark persönlich. Die Stilwandlungen haben sie nur äusserlich berührt, sie haben sie nicht geprägt.» Sehr leicht expressionistisch sei er in den ersten Nachkriegsjahren noch, aber er habe auch das Ungewöhnliche stets beherrscht vorzu-

tragen gewusst. Das liege daran, dass er ein Baumeister gewesen sei und damit auch ein Handwerker. «Aber er hat nicht, wie Tessenow, aus dem Handwerk eine Doktrin gemacht, neue Techniken nicht abgelehnt. . . . Salvisbergs Häuser haben die Augen für die Formensprache der neuen Architektur geöffnet und ihnen gleichzeitig den Blick auf die Manifest-Architektur der Gropius, Mies, Häsler verstellt.»

In der Schweiz wurde man auf Salvisberg aufmerksam, als er 1924/25 aus einem zweistufigen Wettbewerb für das Berner Lory-Spital zusammen mit Otto Brechbühl als Sieger hervorging und 1928 den ersten Preis in einem beschränkten Wettbewerb für das Kantonalbernische Säuglings- und Mütterheim in der Elfenau gewann. Ihre Architektur ist eng miteinander verwandt. Am vollendeten Lory-Spital rühmt die Zeitschrift «Das Werk» im Sommer 1929 das restlose, man möchte fast sagen, rücksichtslose Herausarbeiten der Krankenhausbedürfnisse, das sich noch in den viel späteren Bauten Otto Brechbühls, dem Anna Seiler-Haus und dem Bettenhochhaus im Berner Inselspital (zusammen mit Jakob Itten) auswirken sollte¹⁵. Für Joseph Gantner war das Lory-Spital damals das moderne Bau-Ereignis Berns¹⁶. Merkmal ist wie am Säuglingsheim die zügige, an den Enden gebogene Linienführung der vorgelegten Balkone, die dem Säuglingsheim mit seiner an die Maueraussenseite gelegten Fensterverglasung den Namen Ozeandampfer verschaffte. Ein dritter, 1928 ausgeschriebener Wettbewerb, der sechs bisher zerstreut untergebrachte Institute der Berner Universität unter einen Hut bringen sollte, sah erneut die Architekten Salvisberg und Brechbühl als Preisträger. Ihr Vorschlag war ein 180 Meter langer Endlos-Baukörper unter flachem Dach, der durch vier im Obergeschoss vorkragende Hörsäle an der einen Längsseite und durch fünf quergestellte Trakte an der andern rhythmisiert wird – ein die Vielfalt verblüffend einfach meisterndes Ei des Columbus.

Nach diesen drei Wettbewerbserfolgen, denen jeweils auf dem Fuss die ebenso überzeugende Ausführung folgte, war Salvisberg, der schweizerischen Öffentlichkeit bisher kaum bekannt, ein mit Respekt ausgesprochener Name. Seine Wahl zum Hauptprofessor der eidgenössischen Architektenschule in der Nachfolge Karl Mosers drängte sich in den Augen von Schulratspräsident Arthur Rohn geradezu auf. Der jupiterhaft, ohne den Gruss der Studenten abzunehmen durch die Gänge der Hochschule zu schreiten pflegte, musste sich dreimal nach Berlin bequemen, bis Salvisberg sich dazu gewinnen liess, nach Zürich zu kommen. Angesichts der bald danach sich radikal verändernden politischen Szene in Deutschland brauchte er seinen Entschluss allerdings nicht zu bereuen.

Der Berufung gingen grundsätzliche Diskussionen voraus. Salvisbergs Berliner Wirken hatte ihn in Gegensatz zur CIAM-Gruppe gebracht, «für die ja – entsprechend ihrer weltanschaulichen Position – übermässiger äusserer Erfolg schon zum vornherein einen Schatten auf die Ehrlichkeit der progressiven Gesinnung werfen musste»¹⁷. Von ihren Sprechern, zu denen Siegfried Giedeon gehörte, war in erster Linie der Basler Hans Schmidt, Bruder des nachmaligen Kunstmuseumsdirektor Georg Schmidt, vorgeschlagen worden, er war auch Karl Mosers eigener Kandidat. Joseph Gantner, der zwei Jahre zuvor den Namen Le Corbusier ins Spiel geworfen hatte, schrieb: «Die Architekturabteilung der ETH braucht ein bestimmtes Gesicht,

keinen Janus-Kopf»¹⁸. Dann anzüglich politisch: «Ein neues Gesicht aber muss sich gen Morgen wenden.» Salvisbergs Richtung, hiess es, führe nicht in die Zukunft, sondern in die Gegenwart. Er selber sah denn auch die Gründe für den «Wandel der Gestalt» nicht in weltanschaulichen Theorien, sondern in der Entwicklung der Technik, die auch den Formausdruck im Bauen bedinge¹⁹.

Dem Baukünstler stand in Hans Schmidt der absolute Asket gegenüber. In der von ihm herausgegebenen Zeitschrift ABC hat er jeden Gedanken darauf, das neuen Bauen könne etwas mit «Stil» zu tun haben, als verfehlt bekämpft²⁰. «Weil das Leben sich rascher wandelt als unsere Bauwerke . . . , so stört es täglich die Illusion, ein Bauwerk habe einen anderen Charakter auszudrücken als den gleichgültigsten, den wir überhaupt zu geben vermögen.»

Die Weiche wurde zugunsten Salvisbergs gestellt. Im Jahr 1930, in dem er nach Zürich kommt, fährt Hans Schmidt für sieben Jahre nach Moskau, wo er als verantwortlicher Architekt im Bereich Wohnungsbau arbeiten wird²¹. Der Schweizer Hannes Meyer verlässt im selben Jahr das zuletzt von ihm geleitete Bauhaus in Dessau und begibt sich wie Schmidt in die Sowjetunion. Was beide ehrt: ils payaient de leur personne. Beide kehrten nach mehreren Jahren – Meyer 1936, Schmidt 1937 – mit vielen Erfahrungen, Enttäuschungen und gewandelten Anschauungen dem Lande Stalins den Rücken.

Als ich 1933 als Student in Salvisbergs Unterricht und Übungen kam, war er, was anfangs wegen seiner noch pendenten Aufträge in Berlin nicht der Fall gewesen, nun die ganzen Semester zugegen. Er führte auch mehrtägige Exkursionen, so nach Venedig, durch. Stanislaus von Moos verwendet in bezug auf ihn und sein Schaffen «das Bild von einer Art Indifferenz», wobei er zunächst die Indifferenz gegenüber dem intellektuellen Anliegen der Avantgarde meint²². Der Ausdruck gilt aber bis zu einem gewissen Grad auch für den Umgang Salvisbergs mit seinen Schülern. Ein wahrer Berner stand da vorn an der Tafel und trug, mit sicherer Kreide illustrierend, unrhetorisch eine «Architektur nach Aufgaben» vor. Konstruktionsdetails blieben ausgeklammert, die brachte einem sein ihm begeistert anhängender Mitarbeiter Hermann Platz bei, indem er jeweils über die neuesten Arbeiten des Meisters berichtete.

Was Salvisberg lehrte, war die betriebliche und ästhetische Organisation eines Bauprogramms, darin war er unübertrefflich. Diese Stärke offenbarte sich jedem einzelnen, wenn er, was im Laufe des Semesters mindestens zweimal der Fall war, sich im Zeichensaal auf einen Hocker neben den Schüler setzte und sich ganz auf den vor ihm liegenden Entwurf konzentrierte. Nach wenigen Augenblicken hatte er die Wesensart dieses einen bestimmten Projektes erfasst. Sachlich wies er auf die mangelhaften Stellen hin, mit weichem Stift klärte er auf stets bereit zu haltendem durchsichtigem Papier die Raumfolge und die Verkehrslinien. Er übersah nichts, hatte keine Eile und nahm sich Zeit. Er gab sich ganz dem Korrigieren hin, vereinfachte, hörte sich ruhig die Begründungen des Adepten an, widersprach kaum, fragte höchstens: «Ginge es nicht auch so?» Und siehe, es ging, die Rechnung ging plötzlich auf, aus der scheinbaren Indifferenz des Lehrers war, wenn auch nur für diese kurze Spanne Zeit, ein

menschlich freundliches intensives Zusammenspannen geworden, der Studierende sah auf einmal, wie die Nebel sich lichteten und er in seinem Vorhaben weiterkam. Ohne an Zeitbedarf zu sparen, erst wenn es soweit war, glitt der zugleich massige und bewegliche, so unprofessorale, sympathische Mann vom hohen Hocker und ging nach kurzem ermunterndem Abschiedsnicken zum Nachbartisch. Der Zurückbleibende hatte für Wochen genügend Stoff, um seine Semesterarbeit voranzubringen.

Aufregend waren die sogenannten Tageskonkurrenzen. Man besammelte sich in der Frühe, um das Blatt mit der gestellten Aufgabe entgegenzunehmen. Diese konnte ein Kindergarten sein, ein Institut oder ein Restaurant. Man hatte sie in einem Tag zu bewältigen, den Entwurf im Massstab 1:100 in Situation, Grundrissen, Aufrissen, Schnitten ins reine zu zeichnen und samt kurzem Beschrieb und einer Berechnung abends abzuliefern. Mit Spannung sah man der Kritik, die wenige Wochen später erfolgte, entgegen. Die Arbeiten waren an Stellwände geheftet, Salvisberg schritt in seiner distanzierten Art von einer zur andern und äusserte beteiligt, aber ohne Emphase, seine stets ins Schwarze treffende Kritik, die einzig der Fruchtbarkeit oder auch Originalität des bauzeichnerisch formulierten Gedankens galt. Die vom Studenten zur Überdeckung allfälliger Mängel angewandte Sorgfalt der Ausführung oder Schönheit der graphischen Darstellung stand für den Lehrer völlig im Hintergrund, ja wurde kaum zur Kenntnis genommen, die Idee war es, die zählte.

Wenn ich mir Salvisberg, seine Gestalt, seine Werke nach Jahrzehnten vor Augen rufe, kommt mir das Wort Ruhe zuerst in den Sinn. Ruhe – und seien die Linien noch so zügig – zeichnet Salvisbergs Bauten aus. Die monumentale Ruhe eines in sich beharrenden Berges, wie Hodler die Berge sah, kennzeichnete auch den Mann von solider Behäbigkeit. Treffend schildert ihn, ohne ihn gekannt zu haben, Stanislaus von Moos²³.

«Die Fotografien zeigen einen breitschultrigen, sportlich gebräunten und kultivierten Bürger, der so aussieht, wie einer, der mit den Generaldirektoren, für die er baut, freundschaftlich verkehrt, und der auch einen eigenen Weinkeller hat . . . Es braucht nicht unterstrichen zu werden, dass das Porträt des Praktikers, das hier gezeichnet ist, Gegenstand des Misstrauens seitens jener Kollegen sein musste, die die Architektur als einen weltgeschichtlichen und weltanschaulichen Auftrag praktizierten. Und ebenso wenig braucht unterstrichen zu werden, dass Salvisbergs «betonte Zurückhaltung» und «ausgesprochene Neutralität» – sowohl im Bauen als auch im Umgang mit Menschen – damals für den Schulrat einer Institution wie der ETH als günstige Prämissen für einen «geordneten Betrieb» (so lautete Salvisbergs Kennwort für seine Eingabe zum Elfenau-Wettbewerb in Bern, 1928) erscheinen mochten.»

Und vorher: «Sein Einfluss auf die Schweizer Bau-Szene der letzten Jahrzehnte dürfte in der Tat nachhaltiger gewesen sein als der irgendeines anderen Architekten, mit Ausnahme von Le Corbusier. Ihm fehlt jedoch fast alles, was Nachruhm und Sektenbildung fördert: das forsche Auftreten des Kämpfers, die Zugehörigkeit zu einer «bahnbrechenden» Bewegung, der Glanz eines tragischen Schicksals.»



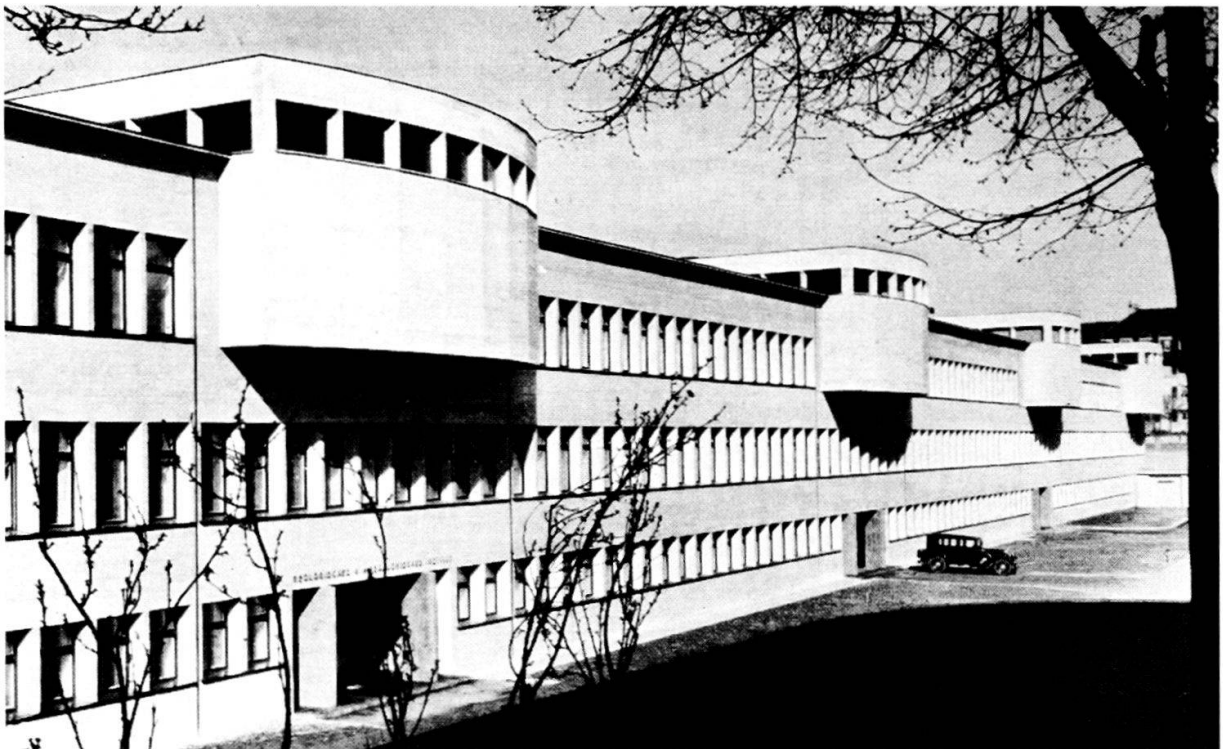
O. R. Salvisberg, SUVA-Haus, Bern, 1930-31, ursprünglicher Zustand.



O. R. Salvisberg, Lory-Spital Bern, 1924-29, ursprünglicher Zustand.



O. R. Salvisberg, Kantonales Säuglings- und Mütterheim «Elfenau» Bern, 1928–30, ursprünglicher Zustand.



O. R. Salvisberg, Institute der Universität Bern, 1929–31, Nordostseite mit vorkragenden Hörsälen.

Während meines Studiums arbeitete Salvisberg an grossen Projekten, die er auch in der Vorlesung zur Sprache brachte. In Zürich entstanden in den dreissiger Jahren der reine Betonbau des Fernheizwerks und das mit Kalksteinplatten verkleidete Maschinenlaboratorium der ETH, dieses ein wunderbar einfacher, die Aufgabe ideal meistender Um- und Neubau mit sanft geknicktem Fassadenverlauf, seither freilich aufgestockt, erweitert und umbaut, jenes, wie erwähnt, ein die Zürcher Hochschulkrone mit Kuppel und Turm von Polytechnikum und Universität als Drittes bereichernder städtebaulicher Akzent.

Noch während seiner Übersiedlung von Berlin baute Salvisberg sich sein eigenes Wohnhaus am Zürichberg, das auf geologisch ungünstigem Hanggrund seine Pfeiler elf Meter tief in den Boden senkt – ein winkelförmiger Flachdachbau in weiss gestrichenem Beton von grosser Harmonie, das dreiseitig verglaste Esszimmer ist fast wörtlich vom 1927 erfolgten Anbau seines 1922 errichteten Berliner Wohnhauses übernommen. Das Innere war zu seinen Lebzeiten auch repräsentativ für die Art, wie er in den von ihm erbauten Wohnhäusern die Möblierung sah: dem Verzicht auf die freien Grundrisse entsprechend blockartig mit fester Themenbildung, aber ohne Typisierung der Möbel. «Typisiert werden vielmehr bestimmte *Raumsituationen*, welche das Wesen des bürgerlichen Wohnhauses ausmachen.²⁴» Grosse Sorgfalt galt der Wahl der Hölzer und der farbigen Gestaltung.

In Bern entstand, aus einem Wettbewerb hervorgegangen, 1930–31 das SUVA-Haus an der Laupenstrasse, ein auf einem Eckgrundstück zwischen die vorkragenden Risalite der Treppenhäuser eingespannter, stark geschwungener Kurvenbau von 20 Fensterachsen, das ebenerdige Ladengeschoss vorversetzt. Der Entwurf war gegenüber den andern eingereichten Projekten mit ihren einander stumpfwinklig zugeordneten kurzen Bautrakten eine Lösung von zwingender Einfachheit. Der Bau hat denn auch ein halbes Jahrhundert ästhetisch mühelos überdauert, leider wurde er in massstäblich wichtigen Einzelheiten der Fensterteilung verändert²⁵. Interessant ist der Vergleich mit dem zur selben Zeit erbauten, ebenfalls gekurvten Zett-Haus von Rudolf Steiger und Carl Hubacher an der Stauffacherstrasse in Zürich, einem der ersten und reinsten Beispiele des «neuen bauens», das das Stützensystem von der als Haut vorgelegten Fassade völlig trennt²⁶.

In Basel entsteht damals im Auftrag von Emil Barell das Verwaltungsgebäude Hoffmann-La Roche, dem eine Reihe von Industriebauten für diese Firma in Basel und im Ausland folgen sollte. Ähnlich wie das Vorlesungsgebäude des Maschinenlaboratoriums ETH in Zürich ist es mit Laufener Kalksteinplatten verkleidet und mit bündig versetzten Fenstern ausgestattet. Auch hier zeigt sich Salvisbergs Meisterschaft in der Fassadenaufteilung mit asymmetrischer Anordnung des Eingangs. Innen befindet sich die viel nachgeahmte, niemals erreichte spiralig freigeschwungene Treppe von eleganter Leichtigkeit.

Sein unbestrittenes Meisterwerk lieferte Salvisberg aber im Bleicherhof in Zürich, der sein letztes Werk werden sollte. Die Läden des der Krümmung des Bleicherwegs nahe dem Paradeplatz folgenden Bauwerks sind hinter einen Pfeilergang zurückgesetzt, über den ein ganz verglastes Geschoss vorkragt. Es folgen drei Geschosse mit

lamellenartig eng gegliederten Fensterfronten, zuoberst ein wieder rückversetztes Attikageschoss. Der langgekurvte Bau ist in den bald fünfzig Jahren seines Bestehens das wohl schönste Geschäftshaus Zürichs geblieben. Die lamellenartige Gliederung hat vielerorts seltsame Blüten getrieben und zu allzu verspielten Lösungen geführt, ohne dass diese jemals Salvisbergs souveräne und immer wie selbstverständliche Gestaltung erreichten. An der Bankvereinsfassade am Zürcher Paradeplatz oder am Basler Kollegiengebäude, beide von Roland Rohn, seinem Schüler und in vielem des Kinderlosen Nachfolger, lässt es sich ablesen: sie sind im Unterschied zum Bleicherhof von beträchtlicher Monotonie. Auch sonst ist nach Stanislaus von Moos, was folgte, nicht allzu rühmend wert²⁷. «Wo der Bleicherhof in Zürich oder das SUVA-Haus in Bern die Strasse, den Gehsteig auffangen und artikulieren im gespannten Muskel ihrer geschwungenen Fassaden, da zerhacken und verzetteln die neuen Bürobauten der Umgebung das wenige, was die dreissiger Jahre an Stadtraum angelegt haben.»

Im Sommer 1936 machte ich bei Salvisberg meine Diplomarbeit. Die Aufgabe war, ein Geschäftshaus mit Tonfilmtheater und Gastwirtschaft an der Sihlpforte zu entwerfen. Die Lösung verriet begreiflicherweise den Einfluss des Lehrers. Geschwungene, mit Platten verkleidete Fassade, axial gelegener Eingang, querrrechteckige Fensterbänder, liches Attikageschoss für das Restaurant, im Hof des U-förmigen Gebäudes das sich nach vorne als Trapez verjüngende Kino, der Saal mit einander überlappenden Seitenbandelementen, die im Bogen in die analog gegliederte Decke übergingen. Das Projekt fand des Lehrers Zustimmung, aber, als blosser Diplomarbeit, keine Verwirklichung.

Immerhin konnte ich dreissig Jahre später das Theater en miniature im Auditorium der Abegg-Stiftung Bern in Riggisberg realisieren; ich verstand es als spätes kleines hommage an den am 23. Dezember 1940 während einer Skiwoche in Arosa an Herzversagen jäh verstorbenen Lehrer.

Salvisberg, so ist gesagt worden, war weder Pionier noch Missionar²⁸. Dazu beruhte er als Naturell zu stark in sich selbst, was nicht den steilen Aufstieg des Jugendlichen in Berlin verhinderte, darin den Bernern Karl Stauffer und Karl Walser vergleichbar. Gerade dadurch war er auch ein guter, niemals eifernder Lehrer, dem als solchem nur ein kurzes Jahrzehnt mit einer dementsprechend kleinen Zahl dankbarer Schüler gegönnt war. Sein Schaffen kennzeichnet hohe Qualität, Meisterung der jeweils gegebenen Situation, zwingende Einfachheit der gefundenen Lösung, Sinnlichkeit der Gestaltung bis in die Details von Fenster, Tür und Gesims. So kräftig körperhaft wie seine Erscheinung muten seine Handschrift und die Entwurfs- und Reiseskizzen an. Stadt und Land verbanden sich in ihm zur Einheit, deren Rhythmus an allem, was er geschaffen hat, wahrzunehmen ist. Wo wir in unsern heterogenen Quartieren einem Bauwerk von ihm begegnen, wirkt es wohltuend, ausgewogen, nie aggressiv. Kaum eines durfte unverändert überstehen²⁹, beschämendes Zeugnis einer gedanken- und pietätlosen Nachwelt.

Anmerkungen

- ¹ EDGAR BONJOUR: Richard Feller. In: Die Schweiz und Europa, 2, Basel: Helbing und Lichtenhahn, 1961. 135.
- ² Ansprache an der Trauerfeier für Richard Feller am 23. September 1958. (Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde 1958, 101.).
- ³ Ebenda 108 f.
- ⁴ Geschichte Berns, 3, 336 f. 2. Aufl. Bern; Frankfurt a. M.: Lang, 1974.
- ⁵ Ebenda 584 f.
- ⁶ Ebenda 2, 64.
- ⁷ Literatur: Das Werk, 16. Jahrgang, Juli 1929, Nr. 7, mit Beiträgen von und über O. R. Salvisberg. – HANS BERNOULLI zum Tode von O. R. Salvisberg. Basler Nachrichten 27. 12. 1940, abgedruckt Mon. O. R. S. 242. Darin: «Alles war auf einen Ton gestimmt: Temperament und Körper, Kleid und Wagen, das eigene Haus und die vielen Häuser, die er in aller Welt gebaut hat. Unproblematisch: stark, unbekümmert, auf eine Lösung, auf die Lösung hinstuernd in allen Fragen; unbewusst autoritär. Könnte irgend etwas anders sein? Könnte irgend jemand etwas anderes wollen?» – Künstlerlexikon der Schweiz XX. Jahrhundert. Red. HANS CHRISTOPH VON TAVEL. Frauenfeld: Huber 1963–1967. 826–828. – werk. archithese 64, Okt. 1977, Nr. 10, mit Beiträgen von und über O. R. Salvisberg. – werk. archithese 65, Nov./Dez. 1978, Nr. 23–24, als Gedenkheft O. R. S. – O. R. Salvisberg. Die andere Moderne. Werkkatalog und Biographie von CLAUDE LICHTENSTEIN. Thematische Beiträge von BERNHARD FURRER u. a. mit Abbildungen aller Bauten Salvisbergs, über den dieses Werk den umfassendsten Überblick gibt. Zürich ETH Institut für Geschichte und Theorie der Architektur: gta Verlag, 1985. Nachfolgend zitiert als Mon. O. R. S. – URS GRAF: Spuren der Moderne im Kanton Bern. Schweizer Baudokumentation. Bern: Zytglogge, 1987.
- ⁸ JULIUS POSENER: Berlin auf dem Wege zu einer neuen Architektur. München, 1979. 231, zit. Mon. O. R. S. 19.
- ⁹ WALTER MÜLLER-WULCKOW: Bauten der Arbeit und des Verkehrs. Leipzig, 1925. 10, zit. Mon. O. R. S. 24.
- ¹⁰ Mon. O. R. S. 24.
- ¹¹ PAUL WESTHEIM: Das Lindenhaus von Otto Salvisberg zit. Mon. O. R. S. 24.
- ¹² KRISTIANA HARTMANN: Mon. O. R. S. 176.
- ¹³ Neue Werkkunst Berlin 1927, zit. bei STANISLAUS VON MOOS werk. archithese, Nr. 10, (s. Lit.). 3.
- ¹⁴ JULIUS POSENER: Salvisberg in Berlin. werk. archithese, Nr. 10, (s. Lit.). 23.
- ¹⁵ 16, 1929, Juli (Red. Prof. Hans Bernoulli). 198.
- ¹⁶ National-Zeitung, 29. Aug. 1928, zit. bei CLAUDE LICHTENSTEIN, Salvisberg und das «neue bauen». werk. archithese, Nr. 10 (s. Lit.). 7.
- ¹⁷ Ebenda 8.
- ¹⁸ Ebenda 7.
- ¹⁹ Zit. ebenda 8. Ganzer Vortrag unter dem Titel «Technik und Formausdruck im Bauen», gehalten am 4. Dezember 1933 im Lesezirkel Hottingen, wiederabgedruckt Mon. O. R. S. 230.
- ²⁰ HANS SCHMIDE «Das Werk» 1917 zit., bei CLAUDE LICHTENSTEIN, werk. archithese, Nr. 10 (s. Lit.). 8.
- ²¹ CHRISTIAN BORNGRÄBER: Hans Schmidt und Hannes Meyer in Moskau. werk. archithese, Nr. 23/24 (s. Lit.). 37.
- ²² STANISLAUS VON MOOS: Architektur auf den zweiten Blick oder Salvisberg heute. werk. archithese, Nr. 10 (s. Lit.). 3.
- ²³ Ebenda 3.
- ²⁴ ARTHUR RÜEGG: Möbel und Innenraum. In: Mon. O. R. S. 166.

- ²⁵ vgl. BERNHARD FURRER: Unser Umgang mit Salvisberg. Probleme der Bau- und Denkmalpflege. Mon. O. R. S. 223.
- ²⁶ CLAUDE LICHTENSTEIN: Salvisberg und das «neue bauen». werk. archithese, Nr. 10 (s. Lit.). 9. Abb 16.
- ²⁷ STANISLAUS VON MOOS werk. archithese, Nr. 10 (s. Lit.) 50.
- ²⁸ Derselbe ebenda 3.
- ²⁹ Beispiele bei B. FURRER a. a. O. Mon. O. R. S. 220.